



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Novalis.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Novalis.

Man pflegt diesen höchst merkwürdigen und in der deutschen Literatur fast einzig dastehenden Dichter als das religiöse Gemüth in der romantischen Schule zu betrachten, nachdem man endlich aufgehört hat, der Schule im Großen und Ganzen christliche Tendenzen beizumessen. Es wird sich im Folgenden ergeben, daß auch bei Novalis die christliche Gesinnung nicht grade das war, was der wahrhaft Religiöse darunter versteht, eine Heiligung und Verklärung des Gemüths; daß sowol seine Reflexionen über das Christenthum, als seine pietistischen Anwandlungen aus demselben Motiv hervorgingen, das wir bei Gelegenheit des Wilhelm Meister als das leitende Princip der ganzen Generation charakterisirt haben: aus dem Streben nach allseitiger, Geist und Herz gleichmäßig durchdringender Bildung. Dagegen unterscheidet sich Novalis durch einen andern Umstand sehr günstig von seinen Mitstrehenden. Sein Leben war mit seinem Denken und Empfinden durchaus in Einklang; er war, was man damals eine schöne Seele nannte, in der Weise, wie Goethe in Wilhelm Meister eine schöne Seele geschildert hat. Diese Idealität seines Wesens und sein frühzeitiger Tod machten ihn für die Schule zu einer mythischen Figur, auf die man sich gern bezog, sobald man dunkel empfand, daß in dem eignen Treiben mehr Reflexion, Kritik und Dilettantismus war, als echtes und ehrliches Gefühl.

Friedrich von Hardenberg-Novalis war 1772 in einer frommen, den Herrnhutern nahestehenden Familie geboren: von früh auf ein kränkliches schwächliches Kind, aber mit einer feurigen und ernsten Seele begabt. Im Jahre 1790 ging er auf die Universität Jena, wo er namentlich Schiller und Reinhold mit hingebender Liebe entgegenkam. Noch bedeutender wurde die Anregung, die er von Fichte empfing und er ahnte den in Schelling wohnenden philosophischen Geist, als dieser noch in Leipzig einige Freunde auf seiner Stube über Philosophie belehrte. Schon damals zeigte er in seinen Gesprächen, die immer voller Gehalt waren, eine gewisse Neigung zur Paradoxie. Es war das Streben nach Freiheit des Denkens, wenn er z. B. einmal einem katholischen Freunde die Consequenz der Hierarchie schilderte, in diese Schilderung die Geschichte des Papstthums einflocht und mit dem ganzen Reichthum

von Gründen und Bildern, die ihm Vernunft und Phantasie darboten, der Panegyrist der päpstlichen Alleinherrschaft wurde. Er vertrat den Katholicismus, weil er keiner wirklichen Kirche angehörte.

Bald nach Ablauf seiner Universitätszeit lernte er ein junges dreizehnjähriges Mädchen kennen, Sophie von Kühn, die ihn bestimmte, sich sogleich einer praktischen Laufbahn zu widmen, um sich einen sichern Lebensunterhalt zu gründen. Er trat 1796 bei den kursächsischen Salinen ein. Seine Liebe war so leidenschaftlicher Natur, daß er durch den Tod des Mädchens 1797 innerlich gebrochen wurde. Seine Tagebücher aus dieser Zeit sind ganz merkwürdig. Damals setzte sich jener Gedanke bei ihm fest, das Leben sei nur eine Krankheit des Geistes und der Tod sei eine Heilung*): ein Gedanke, den er etwas mystisch als einen Entschluß bezeichnet. Es ist mit den Tagebüchern einer schönen Seele immer etwas Mißliches: die ängstliche Aufmerksamkeit auf die eignen Empfindungen veranlaßt zur Steigerung derselben, und je strenger man nach Wahrheit in seinem Innern strebt, desto leichter vertieft man sich in Schein.

Kaum nach Ablauf eines Jahres wurde er von einer neuen Liebe ergriffen, gewann neue Lebenslust und schöpfte die besten Hoffnungen für die Zukunft. In dieser Zeit arbeitete er am Athenäum mit („Blütenstaub“ und „Hymnen an die Nacht“), wurde mit Tieck genauer bekannt und setzte seinen vertrauten Umgang mit Fr. Schlegel fort. Aber sein Körper war von einer schleichenden Krankheit unterwühlt und er starb den 25. März 1801, als er es nicht mehr wünschte.

Seine Bildung war sehr universell, namentlich in den Naturwissenschaften und in allem, was auf sein Amt Bezug hatte. In der belletristischen Lectüre war seine Kenntniß lange nicht so umfassend, als die seiner Freunde; er beschränkte sich auf einzelne Bücher, zu denen er immer wieder zurückkehrte, namentlich den Wilhelm Meister. Der Geschichte war er fremd geblieben und in seinen Tagebüchern finden wir (III., S. 74) die sehr charakteristische Aeußerung, „ich bin ein ganz unjuristischer Mensch, ohne Sinn und Bedürfniß für Recht.“ Im Anfang trieb er mit heißer Leidenschaft die Philosophie, jene strenge Göttin, „zu deren Priester an Kopf und Herzen er sich combattiren lassen wollte“ (Brief an Schiller III., S. 131). Allein schon im Anfang des Jahres 1800 schreibt er an Just (III., S. 42): „die Philosophie ruht jetzt bei mir nur im Bücherschranke, ich bin froh, daß ich durch dieses

*) III. S. 273: „Wer das Leben anders, als eine sich selbst vernichtende Illusion ansieht, ist noch selbst im Leben befangen.“ — II. S. 136: „Leben ist eine Krankheit des Geistes, ein leidenschaftliches Thun.“ — S. 168: „Die Seele ist unter allen Giften das stärkste.“ — S. 167: „Liebe ist durchaus Krankheit: daher die wunderbare Bedeutung des Christenthums.“

Spizbergen der reinen Vernunft durch bin und wieder im bunten erquickenden Lande der Sinne mit Leib und Seele wohne. Die Erinnerung an die ausgestandenen Mühseligkeiten macht mich froh, es gehört in die Lehrjahre der Bildung. Uebung des Scharfsinns und der Reflexion sind unentbehrlich. Man muß nur nicht über der Grammatik die Autoren vergessen, über dem Spiel mit Buchstaben die bezeichneten Größen.“ — Es war nicht ein Drang der Erkenntniß, sondern ein poetisches Bedürfniß, was ihn zur Speculation trieb: das Bestreben, Kunst und Wissenschaft auf ein gemeinsames Princip zurückzuführen, und alle Wissenschaften und Künste zu einem organischen Ganzen ineinanderzuweben. Sein Platz in der Geschichte der Philosophie ist nicht bedeutend, auf die Entwicklung der poetischen Ideale dagegen hat er einen großen Einfluß ausgeübt.

Seine Schriften haben einen außerordentlichen Erfolg gehabt. Sie wurden nach seinem Tode, 1802, von seinen Freunden Tieck und Fr. Schlegel herausgegeben; schon 1837 erschien die 5. Auflage*). Dieser Erfolg ist um so bedeutender, da das gewöhnliche Publicum daraus nichts zu machen versteht; nicht wegen der Ueberschwenglichkeit der Form, sondern wegen des zum Theil sehr ernstern Gedankengehalts, der sich hinter seinen phantastischen Bildern versteckt. Man hat daher auch vorzugsweise seine Form, d. h. seine Manier nachgebildet, was leichter ist, als man glaubt; es bedarf nur einer gewissen Virtuosität im Combiniren widersprechender Vorstellungen.

In früheren Zeiten überließ man die Synthese der Kunst und behielt der Kritik die Analyse vor. Man verlangte von ihr, das Kunstwerk in seinen Motiven auseinanderzulegen und nach festen Principien zu prüfen, ob Billigung oder Mißbilligung auszusprechen sei. Bei Novalis aber ist die Kritik viel synthetischer, als die Poesie. Das einzelne Kunstwerk verschwindet wie ein Atom in der allgemeinen Construction der Poesie und die Poesie selbst in einem Oceane von Ueberschwenglichkeit, für welchen kein Name und kein Begriff ausreicht. Das Bestreben, reale Gegenstände darzustellen, gilt als undichterisch; schon die Symbolik der Ideen scheint viel zu profan für den

*) 2 Bände, Berlin, Reimer. — Dazu kam als dritter Theil ein Supplementband von Eduard von Bülow, mit einem sehr schönen Bildniß des Dichters, Berlin, Reimer 1846. In diesem finden wir den Nekrolog von Just, die Tagebuchblätter, einige Briefe und eine Reihe von Fragmenten, die wenigstens ebenso interessant sind, wie die im 2. Bande. Nur haben sich die beiden Herausgeber die Arbeit etwas leicht gemacht. Die Fragmente sind ganz bunt durcheinandergeworfen. Sie hintereinander zu lesen ist um so schwieriger, da der Ausdruck häufig gesucht und spielend ist und die innere und äußere Beziehung dunkel bleibt. Würde man die zusammengehörigen auf eine geschickte Weise gruppiren und diejenigen, die reine Federübungen sind, ganz wegschneiden, so würde manche Paradoxie weniger auffallend sein und man würde eine sehr interessante individuelle Stimmung und Anschauung haben. Die allgemeine Gruppierung, die Tieck versucht hat, ist sehr schwach und nachlässig. Es scheint als ob Novalis' Freunde nur ihr Vergnügen an den bunten Einfällen gehabt haben.

ätherischen Beruf des Künstlers. Frühere Schwärmer meinten, daß man sich einen Dichter nenne könne, wenn man große Empfindungen und große Gedanken habe, jetzt wurden auch die großen Empfindungen und Gedanken als etwas Gleichgiltiges betrachtet, da eine in sich selbst hohe Seele nicht nöthig habe, sich erst zu Gedanken und Empfindungen herabzulassen. Dieses poetische Princip hängt auf das genaueste mit der individuellen Natur des Dichters zusammen.

In Novalis paart sich großer Reichthum von Ideen und Empfindungen mit einer absoluten Unfähigkeit zur Gestaltung und zur kritischen Unterscheidung. In Bezug auf Inspiration steht er wenig Dichtern nach, aber ihm fehlt der Regulator des Gemeingefühls; Farben und Gestalten gehen widerstandslos ineinander über. Aus seinen Liedern klingt uns zuweilen ein so tiefer, seelenvoller Ton entgegen, daß er mit einem gewissem Schmerz in unser Inneres dringt. Aber man muß sie von ferne hören, denn sucht man zu unterscheiden, den Tönen Worte und den Worten Empfindungen und Gedanken unterzulegen, so hört man zuletzt nichts mehr, als ein unrhythmisches Tongezitter, Accorde ohne Zusammenhang, von einer realen, möglichen, menschlich begreiflichen Empfindung ist keine Spur: es ist eine Stimmung, die sich sehnt, sich zur Empfindung zu gestalten. Seine Bilder — z. B. in den „Hymnen an die Nacht“ treffen von ferne unser Auge mit glühenden, märchenhaften Farben; treten wir aber näher, um zu sehen, was sie vorstellen, so flimmert uns alles vor den Augen. Ganz dasselbe läßt sich von seinen Gedanken sagen. In der aphoristischen Form werden wir von ihnen überrascht und angezogen, zuweilen durch einen Strahl des Genius geblendet, versuchen wir aber, sie näher auszuführen, das Fragmentarische zu ergänzen, in den Witz einen realen Inhalt zu legen, der etwa dem Dichter vorgeschwebt haben könnte, so überzeugen wir uns sehr bald von der Unmöglichkeit: es sind nur embryonische Ideen. Ebenso embryonisch sind seine Geschichten und Persönlichkeiten. Wir treffen in seinem „Heinrich von Ofterdingen“ wol zuweilen auf eine Gestalt oder auf ein Ereigniß, von denen wir vermuthen, sie würden, aufmerkamer betrachtet, unser Interesse erregen; aber treten wir einen Schritt näher, so verlieren sie sich im Nebel. Auch der verworrenste Traum hat doch eine gewisse Consistenz, hier aber geht widerstandslos alles ineinander über: der Dichter, seine Geliebte, sein Lehrer, der Mond, der Sinn und noch ein Duzend andre allegorische Begriffe, das alles ist ein und dasselbe und wir begreifen nicht, wie in dieser Schattenwelt auch nur der Schein einer Bewegung stattfinden konnte.

Wir werden diesen Roman, der jeden Unbefangenen in Verwirrung setzen muß, eher verstehen, wenn wir ihn in seine Elemente auflösen; unzweifelhaft hat ihm als Vorbild der Wilhelm Meister vorgeschwebt. Das harte Urtheil,

daß er in seinen Fragmenten über dies von der übrigen Schule so leidenschaftlich gefeierte Werk fällt, darf uns nicht irre machen, im Meister fand er den Kanon seiner Poesie, wenn er auch eine entgegengesetzte Anwendung machte. Im Meister geht die Bewegung aus dem Idealen ins Reale, aus dem Innern ins Aeußere. Im Heinrich von Ofterdingen finden wir den Helben zuerst gleichfalls in gemüthlicher Beschränkung und die bunte und höchst stattliche gegenständliche Welt geht ihm erst allmählig auf, aber die Wirklichkeit dieser Welt ist nur eine scheinbare; sie verflüchtigt sich, kaum entstanden — in ein mystisches Traumwesen und der Traum ist der Anfang wie das Ende. Das Märchen, mit dem Novalis seinen ersten Theil beschließt und in welchem er seine geheimsten Gedanken über Poesie kund geben will, ist dem seltsamen Märchen Goethes nachgebildet. Nachdem er uns durch diese Vermittlung in das Land der Fabel eingeführt, geht er mit unsrer Phantasie auf eine Weise um, daß auch dem besten Kopfe schwindeln muß. Zuweilen hat man das Gefühl eines lebhaften Bedauerns. Denn wenn auch nicht in der ganzen Composition, so ist doch in einzelnen Episoden ein bezaubernder Realismus; es wird uns zwar nicht ein historisches Zeitalter vergegenwärtigt, aber ein ideales von ziemlich kenntlicher Physiognomie, wie ein Zauberring, nur gebildeter und poetischer: Novalis Grundbestreben ist, die verschiedenen Seiten der gegenständlichen Welt in dem romantischen Lichte der Poesie zu verklären und sie darin aufgehen zu lassen*). Die Geschichte von den Kreuzfahrern, von dem persischen Mädchen,

*) Man vergleiche zunächst die sehr beachtenswerthe Schilderung des Philisterlebens in den Fragmenten, III. S. 307—8. — Dann III. S. 236: „Die Welt muß romantisirt werden. So findet man den ursprünglichen Sinn wieder. . . . Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnißvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, romantisire ich es. . . . In allen wahrhaften Schwärmern und Mystikern haben höhere Kräfte gewirkt. Freilich sind seltsame Mischungen und Gestalten daraus entstanden. . . . Magie ist die Kunst, die Sinnenwelt willkürlich zu gebrauchen.“ — II. S. 166: „Auch Geschäftsarbeiten kann man poetisch behandeln. Es gehört ein tiefes poetisches Nachdenken dazu, um diese Verwandlung vorzunehmen. Die Alten haben dies herrlich verstanden. Wie poetisch beschreiben sie Kräuter, Maschinen, Häuser, Geräthschaften u. s. w. Eine gewisse Alterthümlichkeit des Stils, eine richtige Stellung und Ordnung der Massen, eine leise Hindeutung auf Allegorie, eine gewisse Seltsamkeit, Andacht und Veränderung, die durch die Schreibart durchschimmert, dies sind einige wesentliche Züge dieser Kunst.“ — III. S. 163. „Das Märchen ist gleichsam der Kanon der Poesie. Alles Poetische muß märchenhaft sein. Der Dichter betet den Zufall an.“ S. 107. „Der Dichter hat bloß mit Begriffen zu thun. Schilderungen und dergleichen borgt er nur als Begriffszeichen.“ S. 169. „Die bisherigen Poesien wirken meistentheils dynamisch, die künftige transcendente Poesie könnte man die organische heißen. Wenn sie erfunden ist, wird man sehen, daß alle echten Dichter bisher ohne ihr Wissen organisch poetisirten, daß aber dieser Mangel an Bewußtsein dessen was sie thaten, einen wesentlichen Einfluß auf das Ganze ihrer Werke hatte, so daß sie größtentheils nur im Einzelnen poetisch, im Ganzen aber unpoetisch waren.“ — S. 176. „Ein Roman muß durch und durch Poesie sein. Die Poesie ist eine harmonische Stimmung unsres Gemüths, wo sich alles verschönert, wo jedes Ding seine gehörige Ansicht, alles eine passende Begleitung und Umgebung findet. Es scheint in einem poetischen Buch

welches ihm zugleich einen Blick in die ferne Poesie des Orients eröffnet, die Geschichte von dem Bergmann, die Auffindung der seltsamen Höhle und selbst das poetische Gelage bei Klingsohr sind mit lebhaften, hochpoetischen Farben geschildert. Die eingestreuten Lieder sind meistens von einem seltenen musikalischen Reiz.

Nun aber spielt in diese Welt der Romantik eine zweite noch tiefere und dunklere ahnungsvoll hinein. Ueberall wird uns das Zeitalter des Romans als ein bereits abgeschwächtes, prosaischer gewordenes dargestellt, durch dessen Oberfläche von Zeit zu Zeit eine wunderbare Vorzeit ahnungsvoll durchschimmert. Die fortwährenden Träume nicht bloß des Helden, sondern auch seines Vaters und anderer, zeigen uns die Bilder des Romans in einem fremden, seltsamen Lichte, auch die Erzählungen führen uns in eine Zauberwelt der Poesie ein, deren Farben und Umrisse sich fast verlieren. So die Umdichtung der Sage vom Arion, von der magischen Gewalt des Dichters über die unbefesselte Natur, die als etwas ganz Allgemeines dargestellt wird, dann die Sage von dem König von Atlantis, dessen Tochter die Braut des jungen Dichters wird. In allen diesen Träumen und Sagen ist ein innerer Zusammenhang und sie scheinen die Lösung des Räthsels zu enthalten, das in dem wirklichen Leben den Dichter seltsam umgibt. In der Höhle des Grafen von Hohenzollern geht das Wunder schon mehr ins Unbegreifliche über. Der Dichter sieht seine eigne Geschichte, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem alten Chronikbuche abgebildet. Diese ganze Zauberwelt durchweht der Duft der blauen Blume, von welcher ein Fremder ohne bestimmte Qualität, aber offenbar ein Zwillingbruder des Fremden aus dem Wilhelm Meister, dem Helden vor Eröffnung des Romans erzählt. Alle diese Fäden verknüpfen

alles so natürlich und doch so wunderbar, man glaubt, es könne nicht anders sein und als habe man nur bisher in der Welt geschimmert und gebe einem nun erst der rechte Sinn für die Welt auf. — II. S. 138. „Unser Leben ist kein Traum, aber es soll und wird vielleicht einer werden.“ — II. S. 230. „In einem rechten Märchen muß alles wunderbar, geheimnißvoll und zusammenhängend sein; alles belebt, jedes auf eine andre Art. Die ganze Natur muß wunderbar mit der ganzen Geisterwelt gemischt sein; hier tritt die Zeit der allgemeinen Anarchie, der Gesetzlosigkeit, Freiheit, der Naturstand der Natur, die Zeit vor der Welt ein. Diese Zeit vor der Welt liefert gleichsam die zerstreuten Züge der Zeit nach der Welt, wie der Naturstand ein sonderbares Bild des ewigen Reichs ist. Die Welt des Märchens ist die der Welt der Wahrheit durchaus entgegengesetzte und ebendarum ihr so durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung ähnlich ist. u. s. w.“

II. S. 131. „Das willkürlichste Vorurtheil ist, daß dem Menschen das Vermögen außer sich zu sein, mit Bewußtsein jenseits der Sinne zu sein, versagt sei. Der Mensch vermag in jedem Augenblicke ein übersinnliches Wesen zu sein. . . . Je mehr wir uns dieses Zustandes bewußt zu sein vermögen, desto lebendiger, mächtiger, genügender ist die Ueberzeugung, die daraus entsteht, der Glaube an echte Offenbarungen des Geistes. Es ist kein Schauen, Hören, Fühlen, es ist aus allen dreien zusammengesetzt, eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Ansicht meines wahrhaftigsten, eigensten Lebens. Die Gedanken verwandeln sich in Gesetze, die Wünsche in Erfüllungen.“ u. s. w.

sich nachher wie im Wilhelm Meister, sobald wir durch das Märchen gewaltsam dem Reich der Wirklichkeit entrückt sind, und wir finden uns zu Anfang des zweiten Theils in einem Reich des Jenseits, dessen Gesetz uns ungreiflich ist.

Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt,
Und was man glaubt, es sei geschehen,
Kann man von weitem erst kommen sehen.

Schmerzhaft muß jedes Band zerreißen,
Das sich ums innere Auge zieht.

Der Leib wird aufgelöst in Thränen,
Zum weiten Grabe wird die Welt,
In das, verzehrt vom hangen Sehnen,
Das Herz als Asche niederfällt.

Nicht bloß die Handlung, selbst die Empfindung wird fragmentarisch, abgerissen, beziehungslos, unverständlich. Was uns vollends Tief über die projectirte Fortsetzung mittheilt, entzieht sich jedem Begriffe. Wir sehen zwar den Plan, alle auf die Poesie bezüglichen Phänomene des Zeitalters der Kreuzzüge in einen weiten Rahmen einzuspannen, bis endlich das gesammte Bild sich in den reinen Aether der übersinnlichen Welt auflöst und unsichtbar wird, aber der innere Zusammenhang, ja auch nur die symbolische oder allegorisch, Tendenz bleibt uns bei der Ueberfülle der Fabelwesen verschlossen.*)

Wenn wir bei Arnim und Brentano ein ähnliches Dämmerwesen, ein ähnliches Hereinspielen der Geisterwelt in die Wirklichkeit antreffen, so besteht doch ein sehr wichtiger Unterschied. Arnim ist von Natur ein wirklicher und sehr bedeutender Realist, bei ihm erstaunen wir eigentlich nur immer über die Spuren der übersinnlichen Welten, welche sich gewaltsam und unvermittelt uns aufdrängen. Bei Novalis dagegen haben wir den reinen Spiritualismus, und nicht durch das Jenseits, sondern durch das Diesseits werden wir überrascht, wenn es uns einmal faßbar entgegentritt. Gewöhnlich ist auch nur ein Schein der Erzählung oder des Dialogs vorhanden. So machen wir z. B. auf die erste Begegnung Heinrichs mit den Kaufleuten aufmerksam, die immer im Chor sprechen, auch wo sie erzählen, und die über die tiefsten Geheimnisse der Poesie

*) Treffend ist das Urtheil der Rachel, III. S. 137—149 (1824): „Novalis war zu sehr vom Geist getrieben und bewegt, um die geselligen Zustände anders als sehr en gros zu erwägen: da erschienen sie ihm kleinlich bis zum Ekel, zum Wegwerfen, und das that er im Ofterdingen: war aber doch vom Unternehmen selbst bezwungen, und mußte eine andere, vergangene Zeit wählen, die er sich nach Willkür hochstellen zu können glaubte. Aber diese Zeit war in dem Falle, wie die unsere ist: mit unendlich Unedlem, anscheinend Unwesentlichem zersetzt; das konnte er, wenn er selbst dichten wollte, nur sich zum Schaden anders zurechtstellen.“

reflectiren. Die Färbung bei Novalis ist ganz unhistorisch, während sie bei Arnim bis zum Barocken historisch ist.

Die „Hymnen an die Nacht“ erschienen bereits im Athenäum, die „geistlichen Lieder“ wenigstens zum Theil im Musenalmanach von 1802. Aus der phantastevollen, melodischen Sprache, die uns mit einem fremdartigen Duft betäubt und berauscht, nehmen wir zunächst eine Sehnsucht nach Dingen wahr, die sonst der Mensch zu fliehen gewohnt ist: nach der Nacht, nicht in der Weise Philinens, sondern in einem tief symbolischen Sinne, und nach dem reinsten Geschöpfe der Nacht, dem Tode. Vieles daran liegt in der subjectiven Stimmung, in jener dunkeln krankhaften Trauer des Gemüths, das unter dem Schein der Allgemeinheit nur sich selbst ausspricht. Aber es liegt auch noch etwas Anderes darin, eine symbolische Gedankenverbindung, welche diese sonderbaren Erzeugnisse der Romantik den classischen Dichtern zugänglich machen mußte. Man nehme das „Reich der Schatten“ und noch ähnliche Gedichte von Schiller, lasse die energischen Gedanken desselben in Bilder und Stimmungen verdunsten, suche ihnen dann eine angemessene Form und man wird zu etwas Aehnlichem kommen, wie die Poesie des Novalis. So ist z. B. die 5. Hymne eine verbesserte Auflage der „Götter Griechenlands.“ Die sinnliche Schönheit des Heidenthums ist in vortrefflichen Bildern ausgedrückt, die wol mit Schiller würden wetteifern können, wenn Novalis den richtigen Rhythmus gefunden hätte; es ist aber die wichtige Bemerkung hinzugefügt, daß über diesem schönen Leben ein dunkler Schatten schwebte, die Idee des Todes, die man nicht enträthseln konnte, weil man nur an das Leben glaubte. Der Dichter zeigt uns dann die Versteinerung dieser Zauberwelt in abstracte Gedanken und Gesetze, und läßt uns ahnungsvoll die Geburt einer neuen poetischen Zeit aus dem dunklen Schooß der Nacht erblicken. Was nun hier von dem Christenthum gesagt wird, dürfte keinen so sehr befremden, als den wirklichen Christen, der an die heiligen Traditionen gewöhnt ist. Man erkennt wol ungefähr die Geschichten wieder heraus, aber sie haben eine ganz wunderbare, seltsame Farbe gewonnen, sie sind in die phantastische Märchenwelt des Orients getaucht. Die Religion wird in die Poesie vertieft, das Evangelium zu einem Gedicht idealisirt. Ein Sehnsuchtslied an die Himmelskönigin und an den Tod, die Enträthsclung alles Lebens, schließt die merkwürdigen Rhapsodien, die uns ebenso verwirren, als anziehen.

Die geistlichen Lieder sind sehr schön, ja sie gehören zu den reinsten Dichtungen unsrer Lyrik, nur ist soviel klar, daß sie keine geistlichen Lieder sind. Niemals spricht sich die von der Kirche umfaßte Gemeinde, es spricht sich nur ein seltsam organisirtes sehnsuchtsvolles Gemüth aus. Niemals ist die kirchliche Tradition die Grundlage des Bildes, sondern überall eine freie und glühende Phantasie. Alle Bilder der Religion erklären sich im reichsten

Farbenglanz der Dichtung und wie es den großen Malern des 16. Jahrhunderts gelang, die kirchlichen Ueberlieferungen trotz ihres innern Widerstrebens in das sonnenhelle Reich der Farbe und Gestalt aufzunehmen, so wird auch hier durch eine seltene dichterische Gabe das Ueberlieferte zu einer individuellen Erscheinung. Zu einer Zeit, wo man ganz mit Recht auf das drohende Umstichgreifen des Katholicismus aufmerksam wurde, hat man auch in Novalis in diesen Gedichten an die Jungfrau Maria u. s. w. die katholische Anschauung wiederfinden wollen, und Fr. Schlegel, der selbst katholisch geworden war, nahm zu diesem Zwecke einen älteren Aufsatz „über die Christenheit“, der früher seiner Unreife wegen verworfen worden war, 1836 in die sämtlichen Schriften von Novalis auf. Es ist aber sehr taktvoll von Tieck gewesen, daß er bei der 5. Auflage diese Schrift wieder ausgemerzt hat, und zwar ist es sehr richtig, daß er auf seinen Freund das bekannte Distichon von Schiller anwendete:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,

„Die du mir nennest! Und warum keine?

Aus Religion.“

Nur in einem Sinne könnte man Novalis katholisch nennen, weil ihm die Religion durch das Medium der Phantasie aufging, während der Protestant sie durch das Medium des Gewissens empfangen soll. Aber dieser Unterschied war in jener Zeit überhaupt abgeschwächt und die Phantasie nahm bei Novalis nicht jene bedenklichen Wendungen an, die das Spiel in das Gebiet der Wirklichkeit überführen. Man lese die folgenden Strophen an die Jungfrau Maria und man wird sich überzeugen, daß hier nicht von der katholischen Mutter Gottes, sondern nur von einem freien, rein poetischen Ideale die Rede sein kann.

„Ost, wenn ich träumte, sah ich dich,

So schön, so herzensinniglich,

Der kleine Gott auf deinen Armen

Wollt des Gespielen sich erbarmen;

Du aber hobst den hehren Blick

Und gingst in tiefe Wolkenpracht zurück.

Was hab ich Armer dir gethan?

Noch bet ich dich voll Sehnsucht an,

Sind deine heiligen Kapellen

Nicht meines Lebens Ruhestellen?

Gebenedeite Königin,

Nimm dieses Herz mit diesem Leben hin!

Die Lehrlinge von Saïs sind ein Bestreben, die Natur in das Gebiet der Poesie und Philosophie aufzunehmen, sie in Symbolik und Mythologie aufzulösen. Es sind wol einzelne interessante Bemerkungen darin, das Ganze aber ist schattenhafter und gestaltloser, als irgendeine andere Schrift von Novalis.
Grenzboten. III. 1855.

valis. Wenn man an die spätern schädlichen Versuche in dieser Richtung denkt so ist ein Widerwille gegen diese ebenso unkünstlerische als unwissenschaftliche Methode wol gerechtfertigt. Ueberhaupt müssen wir gestehen, daß uns auch unter Novalis Fragmenten die naturphilosophischen am wenigsten anziehen; es zeigt sich wol darin, daß er in diesem Gebiet eine vielseitige Kenntniß, auch eine große Gabe zu combiniren besitzt, aber der Ausdruck ist doch zu spielend und geziert, man fühlt immer heraus, daß Mittelglieder ausgelassen und daher fälschlich das bedingungsweise Richtige in das Gebiet des Unbedingten aufgenommen ist. Er combinirt mit unerhörter Kühnheit, ohne in das Einzelne eine klare Einsicht erlangt zu haben; dann schmeichelt ihm die Klangform des Gedankens alle Bedenken aus der Seele und wo die ernste Untersuchung erst angehen sollte, macht er einen spielenden Schluß, ein zierlicher Wig überrascht uns, wo wir eine concrete Anschauung erwarten. Hin und wieder hat man den wunderlichen Versuch gemacht, aus diesen Fragmenten ein Ganzes zu machen: es ist nicht viel Kluges dabei herausgekommen. So müssen wir namentlich gestehen, daß die berühmten Fragmente über die Mathematik, die er noch selbst hat drucken lassen und die mit den merkwürdigen Aussprüchen schließen (II. S. 147) „ohne Enthusiasmus keine Mathematik, das Leben der Götter ist Mathematik, alle göttlichen Gesandten müssen Mathematiker sein, reine Mathematik ist Religion, zur Mathematik gelangt man durch eine Theophanie“ u. s. w. nichts anders zu sein scheinen, als der Versuch, Buchstaben in ungewöhnlichen Arabesken zu combiniren.

Allein eine Seite seines aphoristischen Denkens ist uns zu wichtig für den Entwicklungsgang der gesammten Schule, als daß wir hier nicht näher darauf eingehen sollten. Es sind seine Gedanken über das Christenthum, von denen wir die Hauptpunkte mit seinen eignen Worten angeben.

— — Absolute Abstraction, Vernichtung des Zeitigen, Apotheose der Zukunft dieser eigentlich bessern Welt: dies ist der Kern der Geheisse des Christenthums. — —

Die christliche Religion ist die eigentliche Religion der Wollust. Die Sünde ist der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je sündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist Zweck der Sünde und Liebe. Dithyramben sind ein echt christliches Product. —

Die christliche Religion ist auch dadurch merkwürdig, daß sie so entschieden den bloßen guten Willen im Menschen und seine eigentliche Natur, ohne alle Ausbildung, in Anspruch nimmt. Sie steht in Opposition mit Wissenschaft und Kunst und eigentlichem Genuß. Vom gemeinem Mann geht sie aus. Sie beseelt die große Majorität der Beschränkten auf Erden. Sie ist das Licht, das in der Dunkelheit zu glänzen anfängt. Sie ist der Keim alles Demokratismus, die höchste Thatsache der Popularität. —

Die griechische Mythologie scheint für die gebildeten Menschen zu sein und also in gänzlicher Opposition mit dem Christenthum. —

Unglück ist der Beruf zu Gott. Heilig kann man nur durch Unglück werden, daher sich auch die alten Heiligen selbst ins Unglück stürzten. —

Höchst sonderbar ist die Aehnlichkeit unsrer heiligen Geschichte mit Märchen: anfänglich

eine Bezauberung, dann die unerhörte Verhöhnung u. s. w. die Erfüllung der Verwünschungsbedingung. —

Die Geschichte Christi ist ebenso gewiß ein Gedicht wie eine Geschichte; und überhaupt ist nur die Geschichte eine Geschichte, die auch Fabel sein kann. —

Einem gelang es, er hob den Schleier der Göttin zu Saïs.

Aber was sah er? — Er sah, Wunder des Wunders, sich selbst.

Noch ist keine Religion. Man muß eine Bildungsschule echter Religion erst stiften.

Das Lamentable unsrer Kirchenmusik ist bloß der Religion, der Buße, dem alten Testament, angemessen, in dem wir eigentlich noch sind. Das neue Testament ist uns noch ein Buch mit sieben Siegeln.

Wie vermeidet man bei Darstellung des Vollkommenen die Langeweile? Die Betrachtung Gottes scheint als eine religiöse Untersuchung zu monoton — man erinnere sich an die vollkommenen Charakter in Schauspielen, an die Trockenheit eines echten rein philosophischen oder mathematischen Systems u. s. w. So ist selbst die Betrachtung Jesu ermüdend — die Predigt muß pantheistisch sein, angewandte, individuelle Religion, individualisirte Theologie enthalten. —

Das Christenthum ist dreifacher Gestalt. Eine ist, als Zeugungselement der Religion, eine als Mittelalterthum überhaupt, als Glaube an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brot des ewigen Lebens zu sein. Eine als Glaube an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt welche ihr wollt, wählt alle drei, es ist gleichviel, ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unaussprechlichen Gemeinde. Angewandtes, lebendig gewordenes Christenthum war der alte katholische Glaube, die letzte dieser Gestalten. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilbarkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue, machen ihn als echte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung. Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden andern Gestalten des Christenthums wird er ewig diesen Erdboden besglücken. Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet; das alte Papstthum liegt im Grabe, und Rom ist zum zweiten Mal eine Ruthe geworden. Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhaften Kirche Platz machen? Die andern Welttheile warten auf Europas Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen, und Mitbürger des Himmelsreichs zu werden. — —*)

Wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir behaupten, daß unter sämtlichen christlichen Religionsparteien sich keine finden wird, welche diese Sätze als ihr Symbol anerkennen möchte, wie überraschend fein auch einzelne Bemerkungen sind. Der christlichen Kirche ist durch dergleichen geistreiche, tiefe, aber immer doch nur individuelle Selbstbetrachtungen vielweniger genutzt worden, als durch die praktisch-sittliche Entwicklung ihrer äußerlichen Ordnungen, von welchem Zweige des großen Baumes dieselben auch ausgehen mochten.

*) Werke II. S. 264—68. S. 260. S. 285—86. III. S. 109. S. 287.